

(Nachdruck verboten.)

41

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Dora sah Evanston blickend an, von seinen sichelförmigen Schuhen bis zu dem Zylinderhut auf dem ruppigen Kopf. Er nahm ihn ab und verbeugte sich noch einmal ziemlich zurückhaltend, ihr Blick blieb an seinen kalten Augen hängen. Er war über und über grau, groß, fest und sehnig, mit hohlen Wangen und tiefen Linien, die von den Nasenlöchern in den struppigen Uncle Sam-Bart hinabließen. Die Oberlippe war glatt rasiert und mit geradem Rand.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit, gnädige Frau,“ sagte er höflich und deutlich. „Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen, wohin ich nicht gehöre, aber ich habe die Erlaubnis des Kapitäns, den Fuß auf das Gebiet der ersten Kajüte zu setzen zu einem Zweck, der nicht mich selbst persönlich betrifft. Da ich nun von den Passagieren der ersten Klasse allein die Ehre hatte, Madame zu kennen —“

„Herr Evanston, wir freuen uns außerordentlich, Sie zu sehen,“ sagte Madame d'Ora mit ihrem tiefen Organ und auf die formloseste Weise. „Wie vernünftig von Ihnen, sich an mich zu wenden — ich vermute ja sofort, daß Sie sich zu irgend einem wohlthätigen Zweck hier herausbegeben haben. Ihr gutes Herz sendet Sie . . . Das ist Herr Evanston — Edmund Hall.“

Hall erhob sich nicht. Als Evanston den Namen hörte, trat er zur Seite und lehnte sich hintenüber, wie um ein hohes Gebäude zu betrachten.

„Ah! Edmund Hall!“ sagte er leise. „Das ist mir die allergrößte Ehre!“

Er trat noch einen Schritt zurück.

„So also sieht ein weltberühmter Gelehrter aus! Ich wußte selbstredend, daß Sie mit auf diesem Schiffe seien, Herr Edmund Hall, dergleichen bleibt nicht verborgen, aber ich kannte Ihre Züge nicht. Auch wohne ich ja sehr weit von hier, ganz hinten.“

Er näherte sich mit vorsichtigem Ausdruck, bog den Kopf ein wenig zur Seite:

„Die Bilder scheinen mir nicht ähnlich zu sein, keins von denen, deren ich mich entsinne. Doch vielleicht . . . Edmund Hall sieht überanstrengt aus. Seekrankheit?“

Die letzten Worte richtete er an Madame d'Ora. Sie nickte ihm ermunternd zu. Es amüsierte sie. Aber sie fühlte sich doch ein wenig imponiert von der eiskalten Stimme des Mannes.

„Ich habe mit dem größten Interesse mehrere von Ihren epochemachenden Werken gelesen oder erlebt, wenn ich mich so ausdrücken darf, namentlich Ihr eigentümliches und fesselndes Buch über die Verantwortungslosigkeit des Verbrechers,“ sagte Evanston. Und als Hall bei diesen Worten plötzlich zu ihm aufsaß, begegnete er seinem Blick. Sie sahen einander ziemlich lange an.

„Ja, ich teile ja Ihre Grundsätze nicht,“ fuhr Evanston mit einem geschickten Anflug von Salbung fort, „ich bin Geistlicher. Ich dürfte diese oder jene Grundansicht von Recht und Gesetz haben, die von den Ihren unterschiedlich ist. — Sie haben Ihr Laboratorium in New York, Herr Edmund Hall, und es ist mir bekannt, daß Ihre Tätigkeit als Analytiker teilweise öffentlichen Charakters ist — es würde mich außerordentlich freuen, wenn ich Sie eines Tages aufsuchen und mit Ihnen über diese großen Fragen reden dürfte. Meine ganz obskure Wirksamkeit hat mir Erfahrungen eingebracht, die auch einen Forscher wie Sie, Herr Edmund Hall, interessieren könnten.“

Hall nickte, und Evanston wandte sich mit einem schiefen Blick und einer Verbeugung an Madame d'Ora.

„Madame, Sie haben recht geraten, es ist ein menschenfreundlicher Gedanke, der mich hergeführt hat.“

„Lassen Sie einmal hören, Herr Evanston. Sie sind unserer Anteilnahme sicher. Stellen Sie sich mitten davor, dann werden die Passagiere sehen, daß Sie ihre Aufmerksamkeit zu fesseln wünschen.“

Evanston befolgte ruhig ihren Rat, und bald hatte er eine ganze Menge um sich versammelt.

„Meine Damen und Herren,“ sagte Evanston in Redner-ton und wartete dann, bis mehr hinzugekommen waren. „Meine Damen und Herren! Unter freundlicher Protektion zweier großer Mitreisender, der Gesangskönigin Madame d'Ora und des berühmten Gelehrten Herrn Edmund Hall erlaube ich mir hier in der demütigen Eigenschaft eines Seelsorgers, Sie um Ihre Teilnahme zugunsten eines Liebeswerkes zu bitten. Ich bewege mich jeden Tag — mit Erlaubnis des Herrn Kapitäns — unter den Passagieren auf dem Zwischendeck, um zu helfen, wo geholfen werden kann. Man ist dort unten in der Tiefe Zeuge manch eines Anblickes, der geeignet wäre, Ihre Nerven zu erschüttern, meine geehrten Damen. Armut, Hoffnungslosigkeit und Krankheit sind dort unten keine Begriffe, es sind Handgreiflichkeiten. Der Schmerz ist reell. Wissen Sie, daß wir siebzehnhundert Seelen über das Meer führen, siebzehnhundert Arme? Sie reisen nicht, sie haben kein Hotel in Hamburg oder in Paris verlassen, um in eins in New York einzufahren, — sie ziehen um. Sie haben Säcke voll alten, unbrauchbaren Gerümpels mit, und glauben, daß ihr Leben davon abhängt. Sie sind unwissend, sie befinden sich in der Finsternis, das mütterliche Schicksal hat ihre Augen nicht wachgeküßt. Wissen Sie, daß wir eine Proving mit uns führen mit all ihren Jahrhunderten, wissen Sie, daß wir eine Völkerwanderung an Bord haben, und daß die Heimatlosen müde sind und daß es sie dürstet?“

Evanston machte eine Pause und sah zu der Mastspitze hinauf, es lag Stimmung über seinen harten Zügen.

„Meine Damen und Herren,“ fuhr er mehr im Gesprächston fort. „Da ist nun ein besonderer, isolierter Fall von Glend, für den ich mir die Freiheit nehmen will, Sie zu interessieren. Im Zwischendeck reist ein junges, unbeschütztes Mädchen, dessen Lage an die Verzweiflung grenzt. Sie hat nicht einen einzigen Verwandten in Amerika, und wenn die Ladung des Schiffes auf Ellis Island gesichtet wird, so wird sie nicht einmal Erlaubnis erhalten, an Land zu gehen, weil sie gar nichts besitzt.“

Als Evanston zu dem Punkt kam, daß es ein junges Mädchen sei, setzte Madame d'Ora eine unverbesserliche Miene auf. Der einzige, der das sah, war Herr Evanston selber. Aber er tat so, als sähe er es nicht.

„Das junge Mädchen heißt Fräulein Karefin, sie stammt aus Armenien und kann eine ergreifende Tragödie von Unrecht und Grausamkeit erzählen, die ihre ganze Familie in Leichen verwandelt, ihr Heim zerstört und sie einsam und wehrlos in die Welt hinausgetrieben hat.“

Diese Worte erregten großes Aufsehen unter den Passagieren. Evanston erhob die Stimme und überläubte ihre Ausrufe der Teilnahme und des Interesses:

„Wenn dies junge Mädchen jetzt in New York ohne Freunde und ohne Geld an Land kommt, oder wenn man sie dort zurückschickt, so wird sie in beiden Fällen eine Beute der Welt, ihrer Unbarmherzigkeit und ihrer Schande werden!“

Er erhob die Hand und schwieg unter allgemeinem Beifall der Anwesenden. Madame d'Ora, die ebenfalls gerührt war, drängte sich zu Evanston hin und bat:

„Lassen Sie sie uns einmal sehen, Herr Evanston, bringen Sie doch das arme Mädchen hierher!“

„Sie steht hier unten an der Treppe. Mit Erlaubnis des Herrn Kapitäns habe ich sie mitgebracht.“

Evanston ging an die Treppe und rief hinab:

„Treten Sie näher, Mirjam Karefin.“

Eine schwächliche, in einen Schal gehüllte Gestalt erschien. Sie stand der Treppe gegenüber still, und ihre großen, asiatischen Augen, das einzige, was man von ihr sah, flackerten unstill. Sie war jung. Madame d'Ora eilte auf sie zu und beugte sich über sie.

„Dieses Fräulein Karefin. — Aber das ist ja ein Kind, Herr Evanston! Aengstigen Sie sich nicht, kommen Sie und lassen Sie sich einmal sehen. Lassen Sie mich Ihr Antlitz dem Monde zuwenden — Sie sind ja entzückend! Ärmste, und Sie sind unglücklich!“

Madame d'Ora wandte sich an Ebanston und rief gedämpft aus:

„Ach! Herr Ebanston, das muß ich sagen, Sie wählen die Gegenstände für Ihr Mitleid mit Geschmack. Sie wünschen dem Reiche Gottes nur Engel zuzuführen.“

Herr Ebanston wandte sich hastig um und heftete seinen Blick auf Madame d'Ora. Er schwieg eine Weile, während ein halb zynisches, halb warnendes Lächeln seinen Mund umspielte.

„Meine Absichten sind immer nach der einen oder der anderen Richtung hin reell,“ sagte er frech. „Sie, Madame, waren sicher keinen Augenblick in Zweifel über meine Motive, als wir auf dem Achterdeck über der Schranke miteinander plauderten.“

„Ach! Er beißt!“ rief Madame d'Ora und lachte laut. „Cave canem!“ (Hüte Dich vor dem Hunde.) — Sie entfernte sich von ihm und lachte wieder mit einem unheilverkündenden Blick.

Die junge Armenierin wurde indessen förmlich begraben unter einem Duzend Damen, die sich unter lauten, wehklagenden Rufen über sie stürzten. Ihr ärmlicher Schal wurde unterfucht und von einer zitternden Dame für verschliffen und schmutzig erklärt. Die älteren Damen schoben vor Entrüstung, daß dies möglich sei, junge Mädchen ließen leise Wehrufe hören. „Armes Kind!“ rief man. „Wir wollen wahrlich etwas für Sie tun!“ Zwei große Gesandtenfrauen wandten sich an Ebanston und sagten ihm, sie schuldeten ihm aufrichtigen Dank, weil er hierbei an sie gedacht habe. Aber das junge Mädchen stand stumm und verlor wie ein kleiner, fremder Vogel zwischen Elstern und Papageien da. Madame d'Ora sah das und führte sie an eine Bank. Sie sprach mit ihr und fand heraus, daß sie Deutsch verstand, sie machte, daß die großen, verängstigten Augen wieder ruhig wurden und sich mit Tränen füllten, sie machte die Kleine sicher, nur indem sie die Hand auf ihr Haar legte.

„Sieh doch ihre Augen, Leontine!“

Edmund Hall sprach. Seine Stimme war wie verwandelt. Madame d'Ora sah ihn an. Er war selbst verwandelt, schien alles andere über dem fremden jungen Mädchen vergessen zu haben. Sein Blick war durchdringend und lebend.

„Sieh doch ihre Augen! Sie gleichen den Nächten am Nil!“

„Ach, Du mit Deinen Vergleichen,“ rief Madame d'Ora aus und lachte ungeduldig.

„Sie sind noch tiefer, noch eigentümlicher. Wie dunkel und klar ihre Augen sind — wie ein Rätsel, das leuchtet! Gleicht sie Sakuntala? Nein, sie ist viel weiter her, ihre Augen sind ja wie Sternenschein, über Kohlenwäldern und der heißen Erde.“

(Fortsetzung folgt.)

Detlev von Liliencron als Balladendichter.

Von Ernst Krewski.

Im Aufmarsch der modernen literarischen Bewegung wurde auch der Romanze und Ballade das Grablied gesungen — gleich der Lyrik von „gestern“. Wessen Leier hin und wieder doch solche Klänge hören ließ, der wurde als rückfälliger Schwerverbrecher, wenigstens als unsicherer Kantontist angesehen und demgemäß behandelt. Dies Mißtrauen hatte allerdings eine gewisse Berechtigung. Seit Ludwig Uhland, dem unbestrittenen Ahnheister der deutschen Ballade, war diese schwierigste aller poetischen Gattungen unheimlich ins Kraut geschossen. Wer sich lyrisch irgendwie erblich belastet wähnte, durchstoberte dickleibige Geschichtswerke, Chroniken und Anekdotensammlungen nach — Balladenstoffen. Dann wurde der Hippogryph gefastelt und die Garbe geschlagen. Leider erwies sich das Gesungene meistens als veräppelter Kram. Von bildnerischer Eigenart, von künstlerischer Persönlichkeit keine Spur. Aber gerade diese Note war es ja, welche das „Jüngste Deutschland“ nach Goethes Vorbild in den Vordergrund alles dichterischen Schaffens stellte. Daß beides ausschließlich auf die unmittelbare Gegenwart, nicht rückwärts gerichtet sein müsse, war die nächstwichtigste Forderung. So kam die Pflege der Balladendichtung von selber ins Hintertreffen. Ich sagte vorhin, daß hierfür einige Berechtigung war. Aber doch nur scheinbar. Man hatte nämlich zwei Umstände übersehen: das historische Alter und die besondere Wesenheit der Ballade.

Die Ursprünge dieser aus dem Volksliede und dem Heldenepos erwachsenen Dichtgattung reichen in die nordisch-germanische Frühzeit zurück. Etwa im vierzehnten Jahrhundert beginnt die Kristallisation der eigentlichen Ballade. Sie hat die behagliche epische Breite verloren, wendet sich an das Gefühl und tritt von jetzt an in der ihr eigentümlichen strophischen Geschlossenheit auf. Somit steht sie zur Lyrik, zum sangbaren Liede in naher Beziehung. Wie dieses verlangt sie nach Vortrag, also nach lebendiger Verkörperung. Aus innerster Gesetzmäßigkeit heraus. Wille aber bedingt Handlung. Demnach zeigt ihr Wesen dramatische Züge. Man kann daher die Ballade sehr wohl als Sendebotm des Dramas ansprechen, mit dem Unterschiede nur, daß dieses noch immer in der Weiterentwicklung begriffen ist, während die Ballade in ihrem Wesen wie in ihrer Form endgültige Abgeschlossenheit aufweist. Wollten die Jüngst-Deutschen das Drama als höchste Dichtgattung kultivieren, so durfte auch die Ballade nicht verpönt werden. Sie hat wie jenes ihre unabwiesbare Berechtigung. Freilich war ihr ursprünglicher Charakter durch die epigonische Vantelsängerei bis zur Unkenntlichkeit verwischt und verpfuscht worden. Nur indem man diese Periode durch die Lupe abwägender Kritik von gemessener Ferne betrachtete, konnte man sich zum Wesen der Ballade wie zu ihren im Urwald der deutschen Dichtung vergrabenen Goldschätzen zurückfinden. Bei diesem Prozeß konnte man dann die Erfahrung machen, daß Form und Charakter der Ballade mit dem flutierenden Stoff nicht identisch ist, was man im ersten Ansturm wahrscheinlich geglaubt hatte. Aber es ließ sich doch erkennen, daß die erlarrte Abgeschlossenheit dieser Dichtgattung sowohl in ästhetischer wie stofflicher Hinsicht einige Wandlungen recht wohl vertragen konnte, nämlich psychologische Vertiefung, moderne Gegenständlichkeit und modern-sprachliche Ausdrucksmittel. Die stofflichen Vorbürse brauchen doch nicht ausschließlich aus einer geschichtlichen Zeit oder gar aus dem Borne nebelhafter Sage geschöpft zu sein. Der Begriff des tragischen Heldentums wechselt mit den Anschauungen; jedenfalls ist das heroische Tatbewußtsein des modernen Menschen ein wesentlich anderes als jenes. Ein im Fabrikgetriebe oder im sozialen Existenzkampf erlieglicher Arbeiter beweist zum mindesten soviel Heldenhastigkeit wie irgend eine hochgepriesene Herrscher- oder Rittergestalt der Vergangenheit. Jener Bergmann, der bei Richard Dehmel über das gefrorene Moor mit Flugblättern ins Nachbardorf wandert, um dort durch deren Verbreitung für die Wahl des Kandidaten der Arbeiterpartei zum Reichstag zu agitieren, jedoch in dem brechenden Eise den Tod findet — ist er nicht ein Held, würdig des größten? Da haben wir eine moderne Ballade! Bürgerliche Aestheten mögen angesichts dessen von sozialistischer „Tendenz“ schwärzen soviel sie wollen. Für mich existiert sie in jener Ballade nicht; das Menschliche darin überragt das scheinbar Tendenziöse, denn es wird durch edelste dichter-schöpferische Kräfte über seine Sphäre hinausgehoben. Im Grunde genommen ist der Protest der „Modernen“ gegen die Romanzen oder Balladen sein sollende Historiengedichtfabrikation der Belebung der echten Kunstballade zustatten gekommen: er hat unbewußt den Antrieb zum neuzeitlichen Balladenstil gegeben. Unzweifelhaft erfuhr diese Dichtgattung gerade in den letzten Jahren eine beachtenswerte qualitative Bereicherung; trotzdem ist sie, was das moderne Element angeht, nicht viel über erfreuliche Ansätze gediehen. Wir können deshalb auch selbst Detlev v. Liliencron gegenüber nur bedingungsweise von einem Schöpfer moderner Balladen reden.

Jetzt hat er alle seine diesbezüglichen Dichtungen unter dem Titel „Balladenchronik“ zu einem stattlichen Bande von 270 Druckseiten vereinigt. Im ganzen sind es 73 Stücke. Nicht alle haben Anspruch auf die Bezeichnung „Ballade“. Einige Ahrifa („Heimgang in der Frühe“, „Arger Morgen“), Fantasiestücke („Unüberwindlicher Widerwille“, „Feudal“, „Heißhunger“, „Die Vorüberfahrt“), Legenden („Das Haupt des heiligen Johannes auf der Schüssel“, „Legende“, „Das verschüttete Dorf“, „Die Legende vom heiligen Nikolaus“, „Die kleine Kirche Jesusblödelein“, „Die abgeschlagene Hand“) sowie epische Chronikstücke („Das Opfer“, „Der schwermütige König“, „Krischan Schmeer“, „Ehler Wittfoß“, „Allerlei Tumult in Hamburg“) sind jedenfalls auszuschalten. Dagegen haben wir mit dem überwiegenden Teile der Dichtungen als Balladen zu rechnen. Zu jenen mit neuzeitlichem Hintergrunde zähle ich den „Gaidebrand“, „Fatinga“, „Mit der Pinasse“, „Der Tod“, „Bellevue“, „Der Mörder“, „Uy de eenfame Gallig“, „Die Falschmünzer“ nebst den militärischen Balladen „Wer weiß wo“, „Der Zapfenstreich“, „Kleine Ballade“, „Die Regimentsjahren“, „Phaeton ist gefallen“, „Tragisches Liebesmahl“ und „Kampf um die Wasserstelle“. Alle anderen Balladen behandeln Stoffe aus alt-nordischer und vorzugsweise schleswig-holsteinischer Vergangenheit, teils auf Sagen, teils auf historische Begebenheiten und Vorgänge sich stützend. Es ist heimlicher Grund und Boden. Wie froh, wie sicher, wie stolz redt sich der Dichter! Aber was für Prachtstücke zaubert da seine Phantasie hervor; „Pibder Ling“, „Trutz, Blanke Hans“, „Jern Himmel“, „Widen Peter“, „Das Gewehr im Baum“, „Die Kapelle zum finstern Stern“, „König Abels Tod“, „Sergog Knut“, „Zerbrogener Keilertopf“, „Der rote Mantel“, „Erwartung“, „Wiehle Pogwisch“, „Vier Augen sind im Wege“ usw.: — eine kostbare Perlenkammer; fast alle müßte man nennen. Zuweilen pirscht Liliencron in fern gelegenen Revieren:

*) Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig. Geheftet 3, gebunden 4 M.

„Das alte Steinkreuz am Neuen Markt (zu Berlin-Cölln)“, „Die Zwillingsgeschwister (aus Jerusalem biblischer Vergangenheit)“, „Das Schlachtschiff Léméraire“ u. a. Am liebsten aber weilt er doch im heimatischen Holsteinlande bei den alten Seeföhrigen, Mittern, Pagen, Bauern und Frauen. Da läßt er goldene Helme, Rüstungen und Schilde funkeln, Gelbhaar im Winde flattern, blaue Augen leuchten, schwarze, graue und strohgelbe Hengste das Erdreich zerstampfen. Wie riesige Nordlandsreden sich befehlen, im fürchtbaren Raßstumpfe sich weissen, morden, wie die starken freien Geschlechter in Liebe und Haß entbrennen, wie die Inselbewohner und Marschenbauern Haus und Herd, Weib und Kind, Gefinde, Vieh und all ihre Habe, doch auch ihre Freiheit mannhafte vor adligem Raubboll zu verteidigen wissen, wie das Unheil brüht, das Verhängnis lauert: — dies alles und noch mehr erfahren wir da. Es sind holsteinische Namen, die uns allenthalben begegnen: Erich, Iven und Hartwich Reventlow, Wulf Volkowoldt, Niels, Delleb Gadendorg, Heilwig und Wieble Bogwisch, Bidder Vüing, Jan Kländern, Grethe Trine usw. Es ver schlägt bei Liliencron gar nichts, wenn er z. B. in der prächtvollen Ballade: Der Haidebrand — „inmitten der dampfenden P u ß t a“ — mit dänischen „Gardesbögten“ und holsteinischen Personennamen („Wieble Peters“ und „Nis Rissen“) hantiert; wenn er sich in „Feudal“ — übrigens eine köstliche Selbstverspottung jeglicher Blaublütigkeit! — trotz der modernen Gegenwart mit ihren Eisenbahnen- und Stationsorten plötzlich zu mittelalterlichen Illusionen versteigt und von „Reiherbeize“ und „Wolfsjagd“ (im heutigen Holstein) redet. Man muß ihn nur recht verstehen — und man wird sich solche poetische Lizenzen, ob widerwillig oder nicht, gefallen lassen müssen. Daran ist bei Liliencron gerade kein Mangel; er macht vom freien Rechte des Dichters unumschränkter Gebrauch und kümmerst sich um das „Wem“ und „Aber“ ästhetischer Silbenstecher nicht im geringsten. Es entspricht vielleicht altnordischer Gepflogenheit, wenn (in „Herzog Knut der Erlauchte“) König Magnus, nachdem er den Herzog erschlagen,

— trocken Art und Stiel
Und reitet pfeifend von dannen.“

Aber etwas burschlos — um mich eines nachsichtigen Ausdrucks zu bedienen — mutet es doch an, wenn Liliencron, nun wieder Rittersmann, lachend sein Schwert an seines Rosses schwarzer Mähne trocken, nachdem er den Feind zu Boden geschmettert. . . . Ihn schert es blutwenig; schert's auch nicht, wenn er — für den lauten Vortrag ein Hemmichuh — in mancher seiner Balladen dem Rezitator schier zungenzerbrechende Personen- und Ortsnamen aufgibt oder ihn manchmal ganze Ketten von lauter einsilbigen Worten und mehrere gleichklangliche Adjektiva rasch hintereinander bemeistern läßt. Tut nichts. Liliencron schaltet und waltet mit pastosem Farbensauftrag aus reiner Reichtumsverlegenheit, wie kaum ein zweiter vor ihm und neben ihm. Er offenbart sich überall als ein origineller Begriffsfindner und Wortmalers von fast unvergleichlicher Art. Welche Plastik hier:

„Nun gibts einen Kampf. Die Hämmer pinkint,
Schlag ihn nieder, wuch, luch, in den Wregen!
Und der Ambos klingt blinkint, himflint,
Es ist wie ein stählerner Regen.“

Oder diese malerische Pracht:

„Herans der letzte Zeltepfod,
In Reih und Glied der Waffenrod,
Gefattet längst die Pferde.
Es überfließt die Eisenflut
Wie Märgenschnee in Sommenglut
Und überdampft die Erde.“

In „Truh, Wanke Hans“ die poetische Allegorie von Ebbe und Flut:

„Witten im Djean schläft bis zur Stunde
Ein Ungeheuer, tief auf dem Grunde.
Sein Haupt ruht dicht vor Englands Strand,
Die Schwanzflosse spielt bei Brasiliens Sand.
Es zieht, sechs Stunden, den Atem nach innen
Und freibt ihn, sechs Stunden, wieder nach hinten.
Truh, Wanke Hans.“

Noch einmal in jedem Jahrhundert entlassen
Die Kiemen gewaltige Wassermassen.
Das holt das Untier tiefer Atem ein,
Und peitscht die Wellen und schläft wieder ein.
Viel tausend Menschen in Nordland ertrinken,
Viel reiche Länder und Städte versinken.
Truh, Wanke Hans.“

Liliencrons geradezu staunenswerte Bildlichkeit und Farbenskraft — weniger das stoffliche Element — sind es, die ihn zu einem modernen Balladendichter allerersten Ranges erheben. Das „mysteriöse“ Moment, das Goethe der Ballade zuwiegnet, das psychologisch tiefgründende dazu wird mit vibrierender Seele gewahrt, ohne freilich immer gewisser undurchdringlicher Schatten zu entraten. Stets herrscht knappe dramatische Szenerie, schlagkräftige, modernsprachliche Kürze. Und endlich noch eins: Liliencron bewährt sich nicht bloß als Schöpfer erster, sondern in gleichem Maße auch hochkomischer Balladen. Summa

Summarum: eine kostbare Gabe, ein urgesunder Poet, trotz aller Wiederhaarigkeit. Kerle solcher Schlages brauchen wir, um nicht in der öden Schlammflut lyrischer Snobisten und ästhetisierender Zuderbäder zu versinken. Freuer wir uns, daß wir Liliencron haben!

Die Bedeutung des verminderten Fleischgenusses für den Arbeiter.

Dank der agrarischen Bestrebungen, die heute in Deutschland die Lebensmittelpreise auf eine Höhe gebracht haben, die einem Ausländer z. B. Engländer oder Franzosen kaum glaublich erscheint, ist in der Ernährung der breiten Volksschichten, insbesondere der Arbeiterschaft, eine große Umwälzung eingetreten. Die animalischen — d. h. von Tieren gelieferten — Nahrungsmittel sind durch die billigeren vegetabilischen — d. h. pflanzlichen immer mehr in den Hintergrund gedrängt und so ist die Volksernährung herabgedrückt worden. Während z. B. in Berlin im Jahre 1895 der Kartoffelverbrauch 79,7 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung betrug, ist er im Jahre 1902 um 4,2 Kilogramm gestiegen, und man kann annehmen, daß diese Steigerung heute noch weit mehr als 5 Kilogramm beträgt. Um die gleiche Menge ist auch der Fleischverbrauch gefallen, und da natürlich der Wohlhabende seine Nahrung nicht verändert hat, find die Unterschiede für den minderbemittelten Arbeiter noch weit erheblicher. Aber auch die Art des genossenen Fleisches hat sich verschlechtert. Pferde- und Hundefleisch werden viel reichlicher alljährlich konsumiert, und auch hier ist wieder die Proletarierbevölkerung der leidende Teil.

Darum ist denn aber eine fast vorwiegend vegetabilische Nahrung weniger wert als eine Nahrung, die reichlich Fleisch enthält? — Zunächst weiß Fleischnahrung besser vom Körper ausgenutzt wird; einige Zahlen mögen das veranschaulichen:

Es werden unausgenutzt aus dem Körper ausgeschieden von 100 Gramm zugeführtem Eiweiß:

bei Fleisch (je nach Zubereitung)	2,0—2,5 Gramm
„ harten Eiern	2,6 „
„ Schellfischfleisch	2,5 „
„ Milch	7,1 „
„ Weizenbrot (je nach Qualität)	22—30,5 „
„ Roggenbrot („ „ „ „)	32—46,6 „
„ Erbsen	17,5 „
„ Bohnen	30,2 „
„ Kartoffeln	30,5 „

Diese Zahlen beweisen, daß das Eiweiß, das für den Körper Existenzbedingung ist, daß es einen Hauptbestandteil der Muskeln, Nerven usw. bildet, dem Körper viel zugänglicher in den tierischen als in den pflanzlichen Nahrungsmitteln ist. Aber das Eiweiß ist nicht nur in den tierischen Nahrungsmitteln leichter zu verwerten, sondern auch reichlicher vorhanden:

Z. B. sind in 100 Gramm	Schinken	25,1 Gramm Eiweiß
„ 100 „	Rindfleisch	34—36 „
„ 100 „	Erbsendrei	12,4 „
„ 100 „	Kartoffelbrei	2,6 „

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß beim Erfasse der tierischen durch pflanzliche Nahrungsmittel ein bedeutend größerer Raumteil Nahrung notwendig ist, um den Körperbedarf zu decken, trotzdem durch die in den Vegetabilien enthaltenen Stärkekörper (Kohlehydrate) der Eiweißbedarf des Menschen verringert wird.

Werden die Preise für gutes Fleisch höher, so greift die minderbemittelte Bevölkerung zunächst zu den geringeren Fleischsorten, die natürlich bei weitem nicht den hohen Nährwert haben. Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, um zu beweisen, welcher Unterschied zwischen dem Fleisch eines abgetriebenen, womöglich noch kranken Pferdes und dem eines gut genährten Schweines oder Lammes besteht. Steigen die Preise noch weiter, so treten eben die pflanzlichen Nahrungsmittel für das Fleisch ein.

Gewiß gibt es zahlreiche Landstriche, deren Bewohner sich fast nur von Vegetabilien nähren und außerordentlich geringe Nahrungsstoffmengen zu sich nehmen. Wo man immer diesen Dingen etwas näher nachgeht, findet man, daß die abnormen Verhältnisse sich aus dem geringen Körpergewicht und der geringen Leistung der betreffenden Personen erklären.“ (Rubner.)

Aber noch ein Punkt ist es, der das Bestreben nach Fleisch wie überhaupt animalischer Nahrung erklärt: der Wunsch nach den Genussstoffen, die in ihnen enthalten sind. Gerade der hohe Wert der Genussmittel für den menschlichen Körper, besonders der im Fleisch enthaltenen Nährsalze, ihre appetitanregende und verdauungsfördernde Wirkung zeigt, daß das Bestreben nach animalischer Nahrung, das heißt besonders nach Fleisch, durchaus berechtigt ist, ohne daß damit der hohe Wert der pflanzlichen Nahrung herabgemindert werden soll. Und wenn einer der größten Lebenden Hygieniker, Rubner, sagt: „Der Kulturmenschen hat nicht nur die Verechtigung, sich eine Kost genussmittelreich zu machen, sondern ein Recht darauf, solche Genussmittel neben den Nahrungsstoffen zu erhalten“, so wird dieses Recht, das von medizinischen Autoritäten durchaus anerkannt wird, dem Arbeiter jedenfalls durch die heutige Agrarpolitik verkürzt und fast illusorisch gemacht. Dr. Gb

Kleines Feuilleton.

Medizinisches.

Die Uebertragung des Haarausfalles. Diejenige Form des Haarausfalles, welche in Form von kreisrunden Flecken auftritt, kommt epidemisch in Familien, Pensionaten und Klöstern vor, was darauf hinweist, daß man es bei ihr wahrscheinlich mit einem Parasiten als Krankheitsursache zu tun hat. Eine Reihe verschiedener pflanzlicher Pilze sind beschuldigt worden, die kreisförmige Kahlheit hervorzurufen. An der Wichtigkeit dieser Pilzbesunde ist nicht zu zweifeln, allerdings ist von ihnen teilweise nachgewiesen, daß sie sich auch bei normalen und anderweitig erkrankten Haaren finden. Einen neuen Fall einer Epidemie von Haarausfall, und zwar von einem Polizeibureau ausgehend, hat Dr. Th. Mayer in Berlin beschrieben. In einer Stadt erkrankten eine Anzahl Polizeibeamte eines Bezirkes an Haarausfall. Der zuerst Erkrankte wies eine schwere Form dieser Krankheit auf, es folgte alsdann die Erkrankung des zweiten, und diese dauerte monatelang. Der Reihe nach erkrankten zwölf Schutzeleute. Die Behörde ließ alsdann eine sachmännische Untersuchung anstellen, und diese ergab, daß der Haarausfall nur die seitlichen und hinteren Stellen des Schädels betraf, da wo der Kopf am meisten die Bettdecke berührt, die Uebertragung durch das Bett war daher mit Sicherheit anzunehmen. Von der kreisförmigen Kahlheit hat man auch vielfach angenommen, daß allgemeine Schwächezustände, Blutarmut und örtliche Schädlichkeiten die Ursache wären. Das traf bei den Schutzmännern jedoch nicht zu, denn allgemein handelte es sich bei diesen um jugendliche und vollkräftige Personen. Eher mag man dem Nerveneinfluß in manchen Fällen eine gewisse Rolle zuweisen, denn oft sind nervöse Beschwerden mit dem Leiden verbunden, bei der Schutzmännerepidemie war dies jedoch auch nicht der Fall. Was die Heilung der Krankheit anlangt, so tritt diese manchmal noch nach langer Zeit ein, manchmal bleibt sie jedoch gänzlich aus.

Technisches.

Ein neues Material für elektrische Leitungen. Das am häufigsten für elektrische Leitungen benutzte Metall, das Kupfer, hat auf die Volumeneinheit gerechnet, eine Leistungsfähigkeit von 37,5. Es steht in dieser Hinsicht über dem Silber und dem Gold, was für die Praxis wenig bedeutsam ist, da diese Edelmetalle wegen ihres Preises für eine solche Verwendung doch nicht in Frage kommen. Wichtig ist es, eine der gewöhnlichen Metalle benutzen zu können, aber das gemeinste unter ihnen, das Eisen, besitzt noch nicht den sechsten Teil der Leitfähigkeit des Kupfers. Das Kupfer wird andererseits von einigen Metallen und namentlich von Leichtmetallen übertroffen. So besitzt das Magnesium rund die doppelte Leitfähigkeit, eine noch etwas größere das Aluminium, und dann folgen mit noch höheren Beträgen die Leichtmetalle Kalium, Natrium und Natrium. Die Leitfähigkeit des Natrium stellt sich auf fast den dreifachen Betrag derjenigen des Kupfers. Das Aluminium ist neuerdings häufiger zu elektrischen Leitungen benutzt worden, weil aus diesem Metall die Leitungen, wenn sie auch einen größeren Querschnitt erhalten, von geringem Gewicht hergestellt werden können. Noch niemals aber hatte jemand daran gedacht, die an der Luft überaus leicht verderbenden Leichtmetalle in der Praxis zu verwenden. Dieser Vorschlag ist dem Amerikaner Wetts vorbehalten gewesen, der in der Fachzeitschrift „Electrical World“ allen Erstes das Natrium als Leitungsmaterial empfiehlt. Das Natrium ist von allen Metallen, die in ihrer Leitfähigkeit über dem Kupfer stehen, am billigsten und kostet heute durchschnittlich etwa 1 Mark für das Kilogramm und dürfte vielleicht nach einem neu erfundenen Herstellungsverfahren sogar noch billiger werden. Die Schwierigkeit der Verwendung beruht eben auf der Notwendigkeit, das Natrium vor der Einwirkung der Luft völlig zu schützen. Zu diesem Zweck könnte das Natrium in geschmolzenem Zustand in eiserne Röhren eingefüllt werden, die dann luftdicht verschlossen werden müßten. Dahin zielende Versuche, die von Wetts angestellt worden sind, sollen durchaus günstige Ergebnisse gehabt haben. Es handelt sich also um eine Kombination von Eisen und Natrium für die Leitung, und es stellte sich heraus, daß die Leitfähigkeit dieser mit einander verbundenen Stoffe gegenüber dem Kupfer auch noch eine Verbilligung herbeiführen würde, da die Stromverluste bedeutend geringer sein würden, so daß sie auch die Mehrkosten der Anlage aufzuwiegen vermöchten. In dieser Hinsicht gibt ein Vergleich Aufschluß. Eine Kupferleitung für 1000 M. würde bei sparsamer Ausnutzung, wenn nämlich die Zinsen und die Kosten des Energieverlustes gleich sind, jährlich 120 M. Unkosten verursachen. Würde die Kupferleitung durch eine Natrium-Eisenleitung für 300 M. ersetzt werden, so würden sich die Gesamtkosten nur auf 78 M. belaufen. Wird die Leitung reicher ausgestattet und zum Preise von 550 M. für die gleiche Strecke gebaut, so gehen die Kosten des Energieverlustes so weit herab, daß sich die gesamten Unkosten auf noch nicht 66 M. stellen. Allerdings ist bei dieser Rechnung der Preis des Natriums auf nur 70 Pf. pro Kilogramm angesetzt, was wohl erst in Zukunft eintreten wird. Es hat sich bisher aber stets gezeigt, daß der Preis eines Stoffes einer erheblichen Verminderung fähig ist, sobald ein größerer Bedarf entsteht. Wetts hat seine Versuche mit einem Eisenrohr von 38 Millimeter Dicks gemacht, dies mit Natrium gefüllt und dann in Stücken bis zu 5 Meter Länge zusammengesetzt, so daß eine Strecke von etwa 40 Metern Länge entstand. Dazu

wurden 54 Kilogramm Natrium verbraucht. Das in geschmolzenem Zustand eingefüllte Natrium wurde an den Röhrenden einfach mit einem Messer glatt abgeschliffen, worauf der luftdichte Verschluss mit einfachen Gußeisenklappen erfolgte, die von Kupferbolzen durchbohrt waren. Bei den Versuchen stellte sich heraus, daß kein merklicher Stromverlust stattfand. Die Leitung wurde dann mit wetterfester Farbe gestrichen und ist seitdem monatelang jeder Witterung ausgesetzt gewesen, ohne eine Veränderung in der Brauchbarkeit erlitten zu haben. Immerhin ist zu beachten, daß das Natrium ein recht gefährlicher Stoff ist, der vor allem die Berührung mit Wasser nicht verträgt, so daß die Benutzung von Natriumleitungen an gefährlichen Gebäuden nicht angängig ist. Ueberhaupt kommen sie nur für Oberleitungen in Betracht, würden aber mit dieser Beschränkung vielerlei erheblichen Nutzen bringen.

Notizen.

— Im Neuen Schauspielhaus mußten wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Zimmerer die Proben zu „Beh' dem, der lügt“ abgebrochen werden. Als nächste Novität gelangt Mitte Januar Max Bernsteins vieraktiges Lustspiel „Bertha's Hochzeit“ zur Aufführung, während die Erstaufführung von „Beh' dem, der lügt“ erst am Schlusse dieses Monats stattfindet. Für Anfang Februar wird „Faust“ — I. Teil vorbereitet.

— In der Romischen Oper wird als nächste Novität die Oper „Tosca“ von Puccini in der zweiten Hälfte dieses Monats aufgeführt werden.

— Im Kunstsalon Paul Cassierer, Viktoriastr. 35, wurde am Freitag eine Gesamtausstellung der Werke des belgischen Bildhauers George Minne eröffnet. Außerdem sind Kollektionen ausgestellt von Ulrich Hübner und von dem jungen Berliner Maler Max Bedmann.

— Reinhardt's Regieansichten. In einem Wiener Blatte plaudert der Direktor des Deutschen Theaters, Max Reinhardt, über das Decorative in der Bühnenkunst. „Ich weiß, ich stehe im Rufe“, so schreibt Reinhardt, „dem Decorativen auf der Bühne eine Bedeutung zuzumessen, die ihm gar nicht zukommt. Das liegt mir natürlich ganz fern. Ich halte nur daran fest, daß dem Stil der Darstellung in Gestalt der Umgebung, in der sie sich bewegt, eine Atmosphäre geschaffen werden muß. Und zwar war es eigentlich mein ernstester und wichtigster Grundgedanke, daß jedes Stück eine völlig neue Atmosphäre hat und verlangt. Ein jedes Werk braucht den individuellen Künstler, den Maler, dessen Wesensart mit der Art des Stückes verwandt ist. Die Frage, ob realistische oder stilisierte Decoration, läßt sich nur von Stück zu Stück entscheiden, niemals allgemein oder im Prinzip. Was uns aber hier die Hauptsache ist. Uebereinstimmung zwischen der Direction und der Spielweise der Schauspieler. Das Grundprinzip einer jeden Aufführung erscheint mir das: jedes Stück hat seine eigene Atmosphäre wie seinen decorativen Stil, denn, wie die Rolle den Schauspieler braucht, braucht das Stück den bildenden Künstler, zwischen dem Spiel der Schauspieler und der Art des bildenden Künstlers muß ein innerer Zusammenhang bestehen. Es war selbstverständlich, daß man von der plastischen Decoration großen Gebrauch macht. Aber Plastik auf der Bühne ist nicht mein Grundprinzip, und das Gerade von den echten Bäumen usw. ist rein lächerlich. Ueberhaupt glauben wir, daß der wahrhaft unerlöschliche Stimmungsfaden die richtige und reiche Verwendung von Farbe und Beleuchtung ist. Es scheint mir, daß der Weg im Decorativen zu einer größeren Vereinfachung führt und ich sehe auch in dieser Hinsicht in der Bühne der „Kammerspiele“ insofern einen Weg, der sie zwingt, anzudeuten und Ausschnitte zu wählen. Ich bin der letzte, der dem Ueberwuchern des Decorativen das Wort redete, ich habe nie dem Unwesentlichen Selbstzweck eingeräumt und glaube, das Kunstwerk auf der Bühne ist eine große Einheit mit dem Schauspieler als Hauptafford.“

— Dr. Burkhard Wilhelm Leist, der Senior der Universität Jena, ist daselbst im Alter von 87 Jahren gestorben. Leist wirkte als Rechtslehrer seit 1853 in Jena. Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt in der Anwendung der vergleichenden Methode. Besonders die Zusammenhänge des griechischen und römischen Rechts hat er zu erforschen versucht und weiterhin um die Erschließung einer indogermanischen Rechtsgeschichte sich bemüht, die die den indogermanischen Völkern ursprünglich gemeinsamen Rechtsanschauungen herausheben sollte. Den Parallelismus der Rechtsentwicklung konnte er mit Erfolg nachweisen, wenn er auch nicht die wirtschaftlichen Ursachen als die ausschlaggebenden Faktoren erkannte. Die Schriften: „Graeco-italische Rechtsgeschichte“, „Altarisches Jus gentium“, das auch das altindische Recht heranzog, und andere werden für den zukünftigen Geschichtsschreiber einer Entwicklungs-geschichte des Rechtes eine wertvolle Vorarbeit bedeuten. Bei den professoralen Kollegen, die über ihre Schenkklappen nicht hinauszusehen vermögen, hat der Forscher wenig Verständnis gefunden.